

DER SPIEGEL

Nr. 39/21.9.13
Deutschland: 4,40 €



PRINTED
IN GERMANY

Türkei TL 17,30
Ungarn Ft. 1.850,-

Spanien € 5,70
Spanien / Kanaren € 5,90
Thailand Baht 450,-
Tschech. Republik Kč 175,-

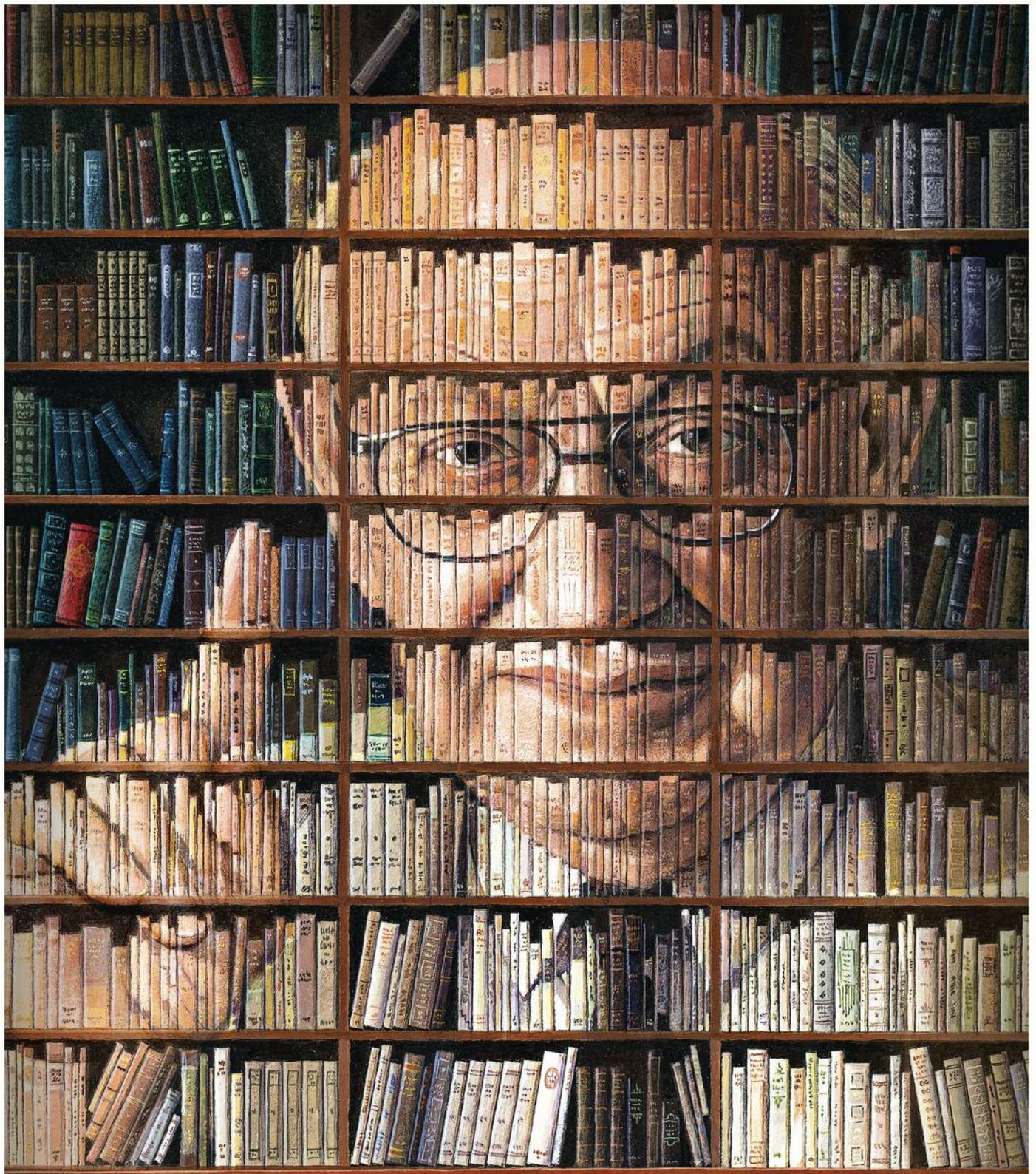
Portugal (cont.) € 5,70
Schweden Skr 65,-
Slowakei € 6,20
Slowenien € 5,70

Japan (incl. tax) Yen 1.848,-
Malta € 6,-
Norwegen NOK 65,-
Polen (ISSN 00387452) Zl. 31,-

Griechenland € 6,20
Großbritannien £ 4,99
Hongkong HK\$ 85,-
Italien € 5,70

Belgien € 5,-
Dänemark Dkr 46,-
Finnland € 7,10
Frankreich € 5,70

Österreich € 4,90
Schweiz sfr 7,30



MARCEL REICH-RANICKI · 1920-2013

JOHN MARTIN

www.spiegel.de

Hausmitteilung

21. September 2013

Betr.: Titel, Kanzler, SPIEGEL GESCHICHTE



Hage, Reich-Ranicki 2001



SPIEGEL-Titel 40/1993, 34/1995, 25/2001

Drei Titelgeschichten widmete der SPIEGEL dem am Mittwoch verstorbenen Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki, gleich die erste trug dem SPIEGEL heftige Kritik ein; nicht nur Reich-Ranicki selbst fand den Tiervergleich ungehörig. Autor zweier Geschichten war SPIEGEL-Redakteur Volker Hage, der Reich-Ranicki seit 1975 kannte. „Er war ein begeisterter Leser“, sagt Hage, „und keineswegs nur von Büchern. Ihn interessierte auch jeden Tag, was in den Zeitungen stand – und einmal in der Woche besonders, was der SPIEGEL brachte.“ Was wohl nach dem Tod komme, fragte das Magazin „Penthouse“ Reich-Ranicki bereits vor 20 Jahren. „Nichts! Gar nichts“, antwortete der. Ein „furchtbarer“ Gedanke sei das allerdings, fügte er hinzu, „denn ich möchte wissen, was im nächsten SPIEGEL steht, und ich bin nicht mehr da“ (Seite 130).

Neun Jahre war SPIEGEL-Redakteur Jan Fleischhauer alt, als die Union versuchte, den SPD-Kanzler Willy Brandt 1972 per Misstrauensvotum zu Fall zu bringen; das Bild, wie seine Mutter am Küchenradio mit gefalteten Händen die Stimmenauszählung verfolgte, gehört zu seinen politischen Kindheitserinnerungen. Brandt trat zwei Jahre später ziemlich unheroisch zurück, dennoch zählen Historiker das SPD-Idol heute zu den Glücksfällen der deutschen Nachkriegsgeschichte. Acht Kanzler haben die Bundesrepublik bislang regiert, alle wollten dem Land dienen, nur einige, wie Brandt, gingen am Ende als große Kanzler durchs Ziel. Die Frage, was einen Kanzler zu einem großen Kanzler macht, bildet den Abschluss der SPIEGEL-Wahlserie. Herzengüte gehört nicht dazu; freundliche Naturen haben es im Kanzleramt nicht weit gebracht. „Ein gutes Herz und Erfolg schließen sich in der Politik nicht aus“, so Fleischhauers Fazit. „Aber dass man das eine ohne das andere erreicht, ist wahrscheinlicher“ (Seite 24).

Der Erste Weltkrieg gilt als erster totaler Krieg der Moderne; der Zweite Weltkrieg ist ohne den Ersten nicht zu verstehen. Aber wie wurde aus dem Mord an einem Thronfolger ein Weltenbrand? Wo lag das Versagen der Politiker und Militärs in Berlin, London, Paris, in Wien und Moskau? Lässt sich die These, das kaiserliche Deutschland sei allein schuld am Krieg, tatsächlich halten? Die neue Ausgabe von SPIEGEL GESCHICHTE, „Der Erste Weltkrieg“, ist, auch als digitale Ausgabe, von Dienstag an erhältlich.



Anlässlich der Bundestagswahl wird die nächste SPIEGEL-Ausgabe bereits am Mittwoch, dem 25. September, verkauft und den Abonnenten zugestellt. Der digitale SPIEGEL ist ab Dienstag, acht Uhr, verfügbar.

In diesem Heft

Titel

Erinnerungen an Marcel Reich-Ranicki – ein Nachruf 130

Serie

Wahl-Spezial (Teil 8): Was einen guten Bundeskanzler ausmacht – und was nicht 24
Die Renaissance der Geschlechterklischees 32

Deutschland

Panorama: Merkel will deutsche Autoindustrie vor Auflagen beim Klimaschutz bewahren / Jeder deutsche Bürger zahlt 265 Euro zur Rettung der Währung / Ein weiterer Politiker in Thüringen kassierte doppelte Bezüge 19

Grüne: Die Pädophilie-Affäre erreicht Volker Beck 34

CSU: Horst Seehofers Personalspiele 38

Bundeswehr: Technische Probleme bei Gewehren und Pistolen 40

Behörden: Der Bürokratieabbau der Bundesregierung ist eine Farce 42

Strafjustiz: Der mühselige Prozess in Stuttgart gegen zwei mutmaßliche Kriegsverbrecher aus Ruanda 44

Sicherheit: Wie das Bundeskriminalamt Politiker vor Drohnenangriffen schützen will 46

Energiewende: Warum Naturfreunde gegen ein Ökostrom-Kraftwerk in Bayern protestieren 48

Integration: Darf der Staat eine Türkin zu einem Deutschkurs zwingen? 50

Berufe: Seit Jahren wollen Initiativen mehr Mädchen in technische Berufe locken – ohne großen Erfolg 54

Zeitgeschichte: Ein Forscher dokumentiert Gräueltaten deutscher Bürger kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs 57

Essay: Wie gerecht ist die direkte Demokratie? 58

Handwerk: Europäische Richter befinden über den Schutz schlesischen Streuselkuchens 60

Gesellschaft

Szene: Kamelspringen im Jemen / Schaffen wir das Komma ab? 62

Eine Meldung und ihre Geschichte – fünf Inder fahren im Taxi durch Europa 63

Macht: Woher stammt das Wissen, das Wolfgang Schäubles Politik bestimmt? 64

Homestory: Wie man als Deutscher im Ausland für Angela Merkel verantwortlich gemacht wird 70

Wirtschaft

Trends: Britischer Geheimdienst attackiert Belgacom / Schikanen gegen Aldi-Mitarbeiter / Bundesagentur für Arbeit verschiebt Stellenabbau 72

Handel: Nicolas Berggruens Karstadt-Strategie ist gescheitert 74

Lufthansa: Der scheidende Konzernchef hinterlässt viele unerledigte Aufgaben 76

Korruption: Die fragwürdigen Indien-Geschäfte des Rüstungskonzerns Rheinmetall 78

Mittelstand: Familienunternehmen werden vom Staat mit Steuerprivilegien verwöhnt – zu Recht? 82



Galerie im Bundeskanzleramt

Starke Kanzler, schwache Kanzler

Seite 24

Sieben Regierungschefs hatte die Bundesrepublik vor Angela Merkel. Nach Größe strebten sie alle, aber nur drei haben sie erreicht. Denn Kanzler werden ist schwer – sich als Kanzler zu behaupten aber noch schwerer.

Volker Beck und die Pädophilen

Seite 34

Der grüne Spitzenpolitiker Volker Beck behauptet seit Jahren, ihm seien pädophilenfreundliche Sätze nachträglich in einen Buchbeitrag geschrieben worden. Doch offenbar hat Beck die Öffentlichkeit getäuscht.

Ausverkauf bei Karstadt

Seite 74

Karstadt-Eigner Nicolas Berggruen verkauft zwar die Premium- und Sporthäuser, glaubt aber angeblich noch an die Zukunft des Kaufhauskonzerns. Bei den Mitarbeitern lösen seine Pläne eher Existenzängste aus.



Mädchen in Hamburger Forschungszentrum

Frauenfreie Zonen

Seite 54

Politik und Wirtschaft bemühen sich seit Jahren, Mädchen für technische Berufe zu begeistern. Doch die Bilanz der mehr als tausend Maßnahmen ist ernüchternd: Noch immer interessieren sich nur wenige Frauen für Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften oder Technik. Nun soll eine Seifenoper im Internet die Klischees aufbrechen.



Hidalgo



Kosciusko-Morizet

Eine Bürgermeisterin für Paris

Seite 100

Erstmals ringen zwei Kandidatinnen um das Bürgermeisteramt von Paris. Die Sozialistin Anne Hidalgo und die Konservative Nathalie Kosciusko-Morizet führen einen aggressiven Wahlkampf – und hoffen auf eine große politische Karriere.

Afghanistan vor einem neuen Krieg

Seite 94

Der Mudschahidin-Anführer Ismail Khan herrschte einst über die Provinz Herat, nun ist er Minister in Kabul. Doch er bereitet sich auf einen neuen Krieg vor – gegen die Regierung und die Taliban. Schon werden Waffen verteilt.

Das Geheimnis des Elefantenmannes

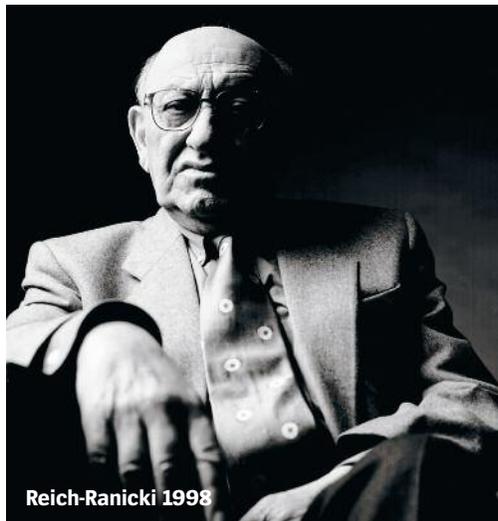
Seite 120

Zu Lebzeiten als Monster in Freakshows gezeigt, rührte sein Schicksal später Romanleser und Kinozuschauer: 123 Jahre nach dem Tod des Elefantenmenschen Joseph Merrick will ein Genforscher enträtseln, woran er wirklich litt.

Zeuge, Richter und Anwalt

Seite 130

Mit Marcel Reich-Ranicki ist einer der letzten Zeugen der Nazi-Gräueltaten im Warschauer Ghetto gestorben – und Deutschlands berühmtester Literaturkritiker. Er war ein strenger Kunstrichter, der sich als Anwalt der Dichter sah. Er liebte die deutsche Literatur und wollte selbst geliebt werden, auch von den Deutschen, die ihm einst nach dem Leben trachteten.



Reich-Ranicki 1998

DETLEV SCHNEIDER / T&T

Medien

- Trends:** Parteienforscher Walter kritisiert die „taz“ / Entertainer Klaas Heufer-Umlauf über Politiker in Comedy-Shows 87
- Musikindustrie:** Viele Rockbands vermarkten sich über das Internet selbst 88
- Justiz:** Wie eine kleine Software-Firma gleich zwei Bundesgerichte verklagt 90

Ausland

- Panorama:** NSA-Operationen gegen die Uno / Bizarrer Heiligenkult um Hugo Chávez 92
- Afghanistan:** Die Rückkehr der Warlords 94
- Frankreich:** Eine Politikertochter und eine Einwanderin kämpfen um die Macht in Paris 100
- Dänemark:** Läuterung eines Hasspredigers ... 102
- Syrien:** Rebellenführer Salim Idriss über die Sinnlosigkeit der Chemiewaffenkontrolle 104
- Österreich:** Gute Chancen für Populisten bei der Nationalratswahl 106
- Global Village:** Ein Chinese will von seiner Regierung wissen, wie sie Daten speichert 108

Sport

- Szene:** Der FC Liverpool und der Ärger um die Renovierung seines Kultstadions / Wie das Innenministerium Betreuerstäbe der großen Sportverbände subventioniert 111
- Behindertensport:** Kriegsversehrte Bundeswehrsoldaten drängen ins Paralympics-Team 112
- Fußball:** Bayern-Kapitän Philipp Lahm über unangekündigte Dopingkontrollen 114

Wissenschaft · Technik

- Prisma:** Multiresistente Killer-Keime erreichen Deutschland / Der Bananenanbau bedroht Kaimane in Costa Rica 116
- Klima:** Die ausbleibende globale Erwärmung entzweit Forscher und Umweltpolitiker 118
- Medizingeschichte:** Ein britischer Genforscher will das Rätsel lösen, woran der legendäre Elefantenmensch erkrankt war 120
- Raumfahrt:** Kochkurs für Astronauten 124
- Debatte:** Eine Mutter berichtet, wie ihre Tochter in die Diagnosemühle von Ärzten und Psychologen geriet 126

Kultur

- Szene:** Theatermacher Milo Rau über sein Einreiseverbot nach Russland / Plagiatsstreit zwischen US-Autor Nassim Taleb und dem Schweizer Rolf Dobelli 128
- Fernsehen:** Das Finale der amerikanischen Serie „Breaking Bad“ 140
- „House of Cards“-Erfinder Beau Willimon über Machtkämpfe in Washington 144
- Theater:** Stefan Pucher inszeniert in Zürich Georg Büchners „Woyzeck“ 146
- Bestseller** 147
- Familien:** Susanna Filbinger-Riggerts Buch über ihren Vater Hans Filbinger 148
- Literaturkritik:** Monika Zeiners Roman „Die Ordnung der Sterne über Como“ 152

- Briefe** 10
- Impressum, Leserservice** 154
- Register** 155
- Personalien** 156
- Hohlspiegel/Rückspiegel** 158

Titelbild: Illustration John Martin für den SPIEGEL



Hidalgo



Kosciusko-Morizet

Eine Bürgermeisterin für Paris

Seite 100

Erstmals ringen zwei Kandidatinnen um das Bürgermeisteramt von Paris. Die Sozialistin Anne Hidalgo und die Konservative Nathalie Kosciusko-Morizet führen einen aggressiven Wahlkampf – und hoffen auf eine große politische Karriere.

Afghanistan vor einem neuen Krieg

Seite 94

Der Mudschahidin-Anführer Ismail Khan herrschte einst über die Provinz Herat, nun ist er Minister in Kabul. Doch er bereitet sich auf einen neuen Krieg vor – gegen die Regierung und die Taliban. Schon werden Waffen verteilt.

Das Geheimnis des Elefantenmannes

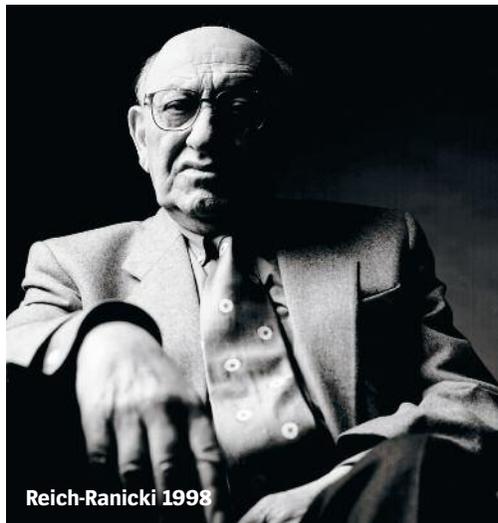
Seite 120

Zu Lebzeiten als Monster in Freakshows gezeigt, rührte sein Schicksal später Romanleser und Kinozuschauer: 123 Jahre nach dem Tod des Elefantenmenschen Joseph Merrick will ein Genforscher enträtseln, woran er wirklich litt.

Zeuge, Richter und Anwalt

Seite 130

Mit Marcel Reich-Ranicki ist einer der letzten Zeugen der Nazi-Gräuere im Warschauer Ghetto gestorben – und Deutschlands berühmtester Literaturkritiker. Er war ein strenger Kunstrichter, der sich als Anwalt der Dichter sah. Er liebte die deutsche Literatur und wollte selbst geliebt werden, auch von den Deutschen, die ihm einst nach dem Leben trachteten.



Reich-Ranicki 1998

DETLEV SCHNEIDER / T&T

Medien

- Trends:** Parteienforscher Walter kritisiert die „taz“ / Entertainer Klaas Heufer-Umlauf über Politiker in Comedy-Shows 87
- Musikindustrie:** Viele Rockbands vermarkten sich über das Internet selbst 88
- Justiz:** Wie eine kleine Software-Firma gleich zwei Bundesgerichte verklagt 90

Ausland

- Panorama:** NSA-Operationen gegen die Uno / Bizarrer Heiligenkult um Hugo Chávez 92
- Afghanistan:** Die Rückkehr der Warlords 94
- Frankreich:** Eine Politikertochter und eine Einwanderin kämpfen um die Macht in Paris 100
- Dänemark:** Läuterung eines Hasspredigers ... 102
- Syrien:** Rebellenführer Salim Idriss über die Sinnlosigkeit der Chemiewaffenkontrolle 104
- Österreich:** Gute Chancen für Populisten bei der Nationalratswahl 106
- Global Village:** Ein Chinese will von seiner Regierung wissen, wie sie Daten speichert 108

Sport

- Szene:** Der FC Liverpool und der Ärger um die Renovierung seines Kultstadions / Wie das Innenministerium Betreuerstäbe der großen Sportverbände subventioniert 111
- Behindertensport:** Kriegsversehrte Bundeswehrosoldaten drängen ins Paralympics-Team 112
- Fußball:** Bayern-Kapitän Philipp Lahm über unangekündigte Dopingkontrollen 114

Wissenschaft · Technik

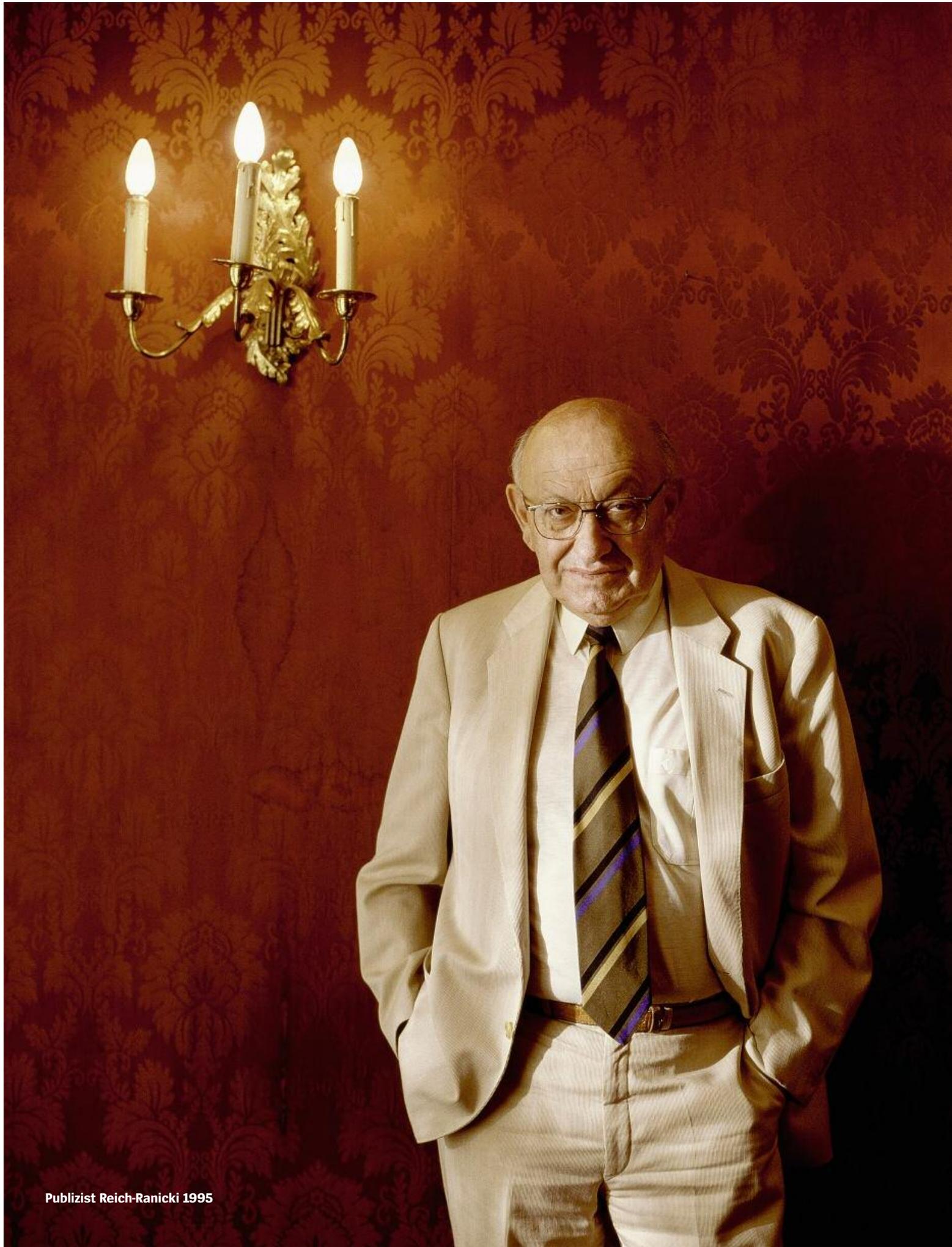
- Prisma:** Multiresistente Killer-Keime erreichen Deutschland / Der Bananenanbau bedroht Kaimane in Costa Rica 116
- Klima:** Die ausbleibende globale Erwärmung entzweit Forscher und Umweltpolitiker 118
- Medizingeschichte:** Ein britischer Genforscher will das Rätsel lösen, woran der legendäre Elefantenmensch erkrankt war 120
- Raumfahrt:** Kochkurs für Astronauten 124
- Debatte:** Eine Mutter berichtet, wie ihre Tochter in die Diagnosemühle von Ärzten und Psychologen geriet 126

Kultur

- Szene:** Theatermacher Milo Rau über sein Einreiseverbot nach Russland / Plagiatsstreit zwischen US-Autor Nassim Taleb und dem Schweizer Rolf Dobelli 128
- Fernsehen:** Das Finale der amerikanischen Serie „Breaking Bad“ 140
- „House of Cards“-Erfinder Beau Willimon über Machtkämpfe in Washington 144
- Theater:** Stefan Pucher inszeniert in Zürich Georg Büchners „Woyzeck“ 146
- Bestseller** 147
- Familien:** Susanna Filbinger-Riggerts Buch über ihren Vater Hans Filbinger 148
- Literaturkritik:** Monika Zeiners Roman „Die Ordnung der Sterne über Como“ 152

- Briefe** 10
- Impressum, Leserservice** 154
- Register** 155
- Personalien** 156
- Hohlspiegel/Rückspiegel** 158

Titelbild: Illustration John Martin für den SPIEGEL



Publizist Reich-Ranicki 1995

Der Kritiker der Deutschen

Erinnerungen an Marcel Reich-Ranicki
Von Volker Hage

Am Ende seines Lebens war er still geworden. Die Worte, mit denen er einst so effektiv vor jedwem Publikum jonglierte, wollten ihm nicht mehr leicht über die Lippen kommen. Auch auf sein Gedächtnis konnte er sich schließlich nicht mehr verlassen, das doch über all die Jahre so unverwundbar schien. Jede Anekdote hatte gegessen, bei keinem Zitat aus der Literatur hatte er auch nur einen Augenblick gezögert.

Als wir vor wenigen Tagen telefonierten, schien das Schlimmste hinter ihm zu liegen. Eine Lungenentzündung hatte er mühsam überstanden. Er wurde in ein Pflegeheim, das Frankfurter Nelinistift, verlegt. In seine Wohnung konnte er nicht mehr zurück, auch lesen kaum noch, die Musik war ihm kein Trost mehr.

„Haben Sie eine Idee, was ich noch tun könnte?“, fragte er mich. „Ich muss mich mit etwas beschäftigen.“ Das Telefonieren fiel ihm schwer. Schon seit gut einem Jahr waren die Gespräche kurz mit ihm, der einst so leidenschaftlich telefonierte hatte. Die Erschöpfung war deutlich. „Also“, sagte er nach wenigen Minuten. „Auf bald, mein Lieber.“

Am vergangenen Mittwoch ist Marcel Reich-Ranicki gestorben. 1920 geboren in Wloclawek in Polen, wurde er Deutschlands größter und berühmtester Literaturkritiker. Er war ein Bestsellerautor und ein Fernsehstar. Ein Mann, dem alle zuhörten, auch wenn vor allem Schriftstellern nur selten gefiel, was sie da hörten oder lasen.

Tatsächlich war Reich-Ranickis Geschichte viel größer: Er war der Holocaust-Überlebende, der den Deutschen das Buch schenkte, das ihnen die Anschauung der Verbrechen lieferte, ohne eine Ohrfeige zu sein. Es hieß „Mein Leben“ und war ein Angebot, sich in die Tiefe des Schreckens begleiten zu lassen. Er hatte mit seiner Frau Teofila das Ghet-

to in Warschau überlebt und sich dennoch entschlossen, in Deutschland zu leben und deutsche Literatur weiterhin zu lieben. Seine Biografie und seine Prominenz machten ihn zu einem permanenten Spiegel deutscher Schuld und genauso auch zur Stimme des deutschen Gewissens. Marcel Reich-Ranicki war die personifizierte Versöhnung. Und dass er sich womöglich über einen solchen Satz fürchterlich aufgeregt hätte, auch das gehört dazu.

Er war mein erster Chef. Ein anstrengender Chef für einen jungen Redakteur. Wir trafen uns erstmals im Sommer 1975 in Frankfurt. Reich-Ranicki war damals leitender Redakteur bei der „Frankfurter Allgemeinen“, Mitte fünfzig und machtbewusst. Er hatte vor, den besten Literaturteil des Landes zu machen.

Das Vorstellungsgespräch fand in einer schlichten Gaststätte statt, gleich gegenüber dem Redaktionsgebäude in der Helerhofstraße. Auf Äußerlichkeiten legte Reich-Ranicki wenig Wert. „Wenn Sie ein richtiger Literaturkritiker werden wollen“, sagte er, „brauchen Sie eine perverse Leidenschaft: die Leidenschaft für Literatur.“ Pause. „Und die ist pervers, weil die Literatur schlecht ist.“

Im Grunde war er in Frankfurt selbst noch ein Anfänger. Nie zuvor hatte er in einer Redaktion gearbeitet, viele Jahre lang hatte er darauf gehofft, ein Angebot zu erhalten. Bei der „Zeit“, für die er von 1960 bis 1973 als ständiger Literaturkritiker gearbeitet hatte, war er kein einziges Mal zu einer Konferenz eingeladen worden. Die Manuskripte wurden per Taxi bei ihm zu Hause abgeholt. Zwar dankte ihm die „Zeit“ – 20 Jahre nach seinem Weggang – dafür, dass er zu denen gehört hatte, „die den Auflagenanstieg des Blattes beschleunigen halfen“. Zugleich aber wurde das distanzierte Verhalten der Kollegen im Feuilleton mit dem Zweifel begründet, „ob sie einen so

machtbewussten, rabulistischen Mann aushalten würden“.

Bei der „Frankfurter Allgemeinen“, der „Zeitung für Deutschland“, hatte er endlich seine publizistische Heimat gefunden. Beide Seiten profitierten davon.

Wenn er attackiert wurde, spornte ihn das erst richtig an, besonders wenn er antisemitische Untertöne heraushörte. So reichte er einen Leserbrief, in dem ihm aus Anlass eines Handke-Verrisses „zersetzende Kritik“ vorgeworfen wurde, mit Vergnügen an die Kollegen weiter. Vorher wollte er jedoch wissen, welche Überschrift beim Abdruck des Briefes die bessere sei: „Zersetzende Kritik“ oder nur „Zersetzend“? Wir waren uns einig: die knappe Version. „O ja“, sagte er, „zersetzend, das bin ich, zersetzend, das gefällt mir, und zwar programmatisch!“

Beliebt war er allerdings auch bei den Frankfurter Kollegen nicht durchweg. Er wich keinem Konflikt aus, schon gar nicht, wenn es dabei um Kompetenzfragen ging.

Alles, was auch nur entfernt mit dem Thema Literatur zu tun hatte, sollte über seinen Schreibtisch gehen. Nicht jedem gefiel das. So kam es im Kulturressort zu einem heftigen Streit, als hinter seinem Rücken eine Glosse erschienen war. „Ich werde auch nicht zögern“, rief er in die Runde, „mich von der Zeitung zu distanzieren, wenn es sein muss!“

Schrecken konnte ihn wenig. Er hatte andere Schrecken erfahren und überlebt.

Die große Ära der deutschen Nachkriegsliteratur hatte mit ihm begonnen. Am 1. Januar 1960 veröffentlichte Reich-Ranicki in der „Zeit“ die Rezension eines Romans, der den Titel „Die Blechtrommel“ trug. Und sie begann mit einem Verriss.

Wohl niemand hätte damals voraussehen können, dass hier zwei ehrgeizige Menschen aufeinandergestoßen waren, ein Schriftsteller und sein Kritiker, die nicht mehr voneinander lassen und über Jahrzehnte hin das Bild der deutschen Literatur bestimmen würden.

Marcel Reich-Ranicki und Günter Grass: Die erste kurze Begegnung des Kritikers mit dem Romanautor hatte im Frühjahr 1958 in Polen stattgefunden. Nun, Ende Oktober, trafen sie sich auf einer Tagung der Gruppe 47 wieder. Grass, damals gerade 31 geworden, fragte den Mann mit den dicken Brillengläsern und der Halbglatze: „Was sind Sie denn nun eigentlich – ein Pole, ein Deutscher oder wie?“

Der Kritiker, 38 Jahre alt, war kurz zuvor in die Bundesrepublik gekommen und hatte soeben die deutsche Staatsbürgerschaft erworben. Seine Antwort: „Ich bin ein halber Pole, ein halber Deutscher und ein ganzer Jude.“

Das war von jener Treffsicherheit, die ihn in Deutschland berühmt machen sollte. Doch die Frage, ob Deutschland für

ihn überhaupt eine Heimat sein oder werden könnte, ließ ihn zeitlebens nicht los. Nicht zufällig setzte Reich-Ranicki den Dialog mit Grass Jahrzehnte danach an den Anfang seiner Autobiografie „Mein Leben“.

Wer sich in den sechziger Jahren als Schüler oder Student für die deutsche Gegenwartsliteratur interessierte, für den war Marcel Reich-Ranicki eine Instanz. Im damals ungeheuer einflussreichen Feuilleton der „Zeit“ publizierte er – bisweilen seitenfüllend – Rezensionen, die die literarische Nation bewegten, auch wenn viele, besonders Autoren, es gern abstritten.

Er war bekannt, freilich noch lange nicht prominent. Er hatte einen Namen, aber kaum jemand konnte den richtig buchstabieren. Er hatte ein Profil, doch für die meisten seiner Leser kein Gesicht.

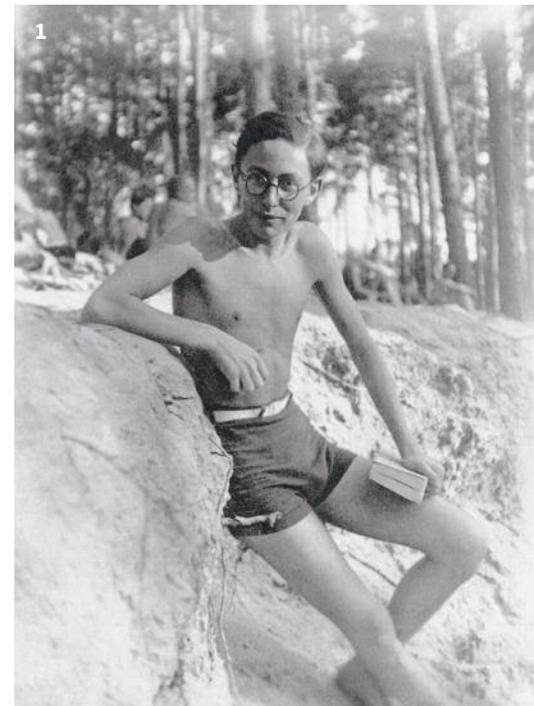
Das änderte sich. Reich-Ranicki selbst gab 1970 das Stichwort aus: „Lauter Verrisse“ nannte er eine Sammlung seiner Kritiken. Verrisse wurden sein Markenzeichen. Noch Jahrzehnte später zeigte sich ein Echo davon im Motiv einer SPIEGEL-Titelseite: der Kritiker als „Verreiber“.

Es ist heute schwer nachvollziehbar, dass bis in die achtziger Jahre hinein kaum Details aus Reich-Ranickis Lebensgeschichte bekannt waren. Interessierte es in diesem Land niemand, wieso ein Mann, der Ende der fünfziger Jahre aus Polen gekommen war, ein derart geschliffenes Deutsch schrieb und sich so gut mit der deutschen Literatur auskannte? Ahnte man, dass hinter dem Schweigen Dinge verborgen waren, die man als Deutscher lieber nicht hören wollte?

Dabei hatte Reich-Ranicki mehr als nur eine Andeutung gemacht. So schrieb er im Zusammenhang mit dem Bau der Berliner Mauer 1961 in der „Zeit“: „Wer beide Mauern gesehen hat, die Warschauer und die Berliner (und es gibt noch einige Überlebende, die hierzu Gelegenheit hatten), der musste eine bestürzende Ähnlichkeit dieser Bauwerke feststellen – trotz noch so großer Unterschiede der historischen Situation und auch der konkreten Funktion der Grenzmauern.“

Es gab Überlebende! Deutlicher konnte er es eigentlich nicht sagen. Aber erst 17 Jahre später trat Reich-Ranicki erstmals im deutschen Fernsehen als Überlebender der Shoah in Erscheinung, als Teilnehmer jener Gesprächsrunde, die Anfang 1979 die erste Ausstrahlung der amerikanischen TV-Serie „Holocaust“ begleitete. „Es war Aufgabe der Deutschen, diesen Film zu machen“, sagte er damals. „Und es ist höchst bedauerlich, dass ein derartiger Film nicht in Deutschland gemacht wurde.“

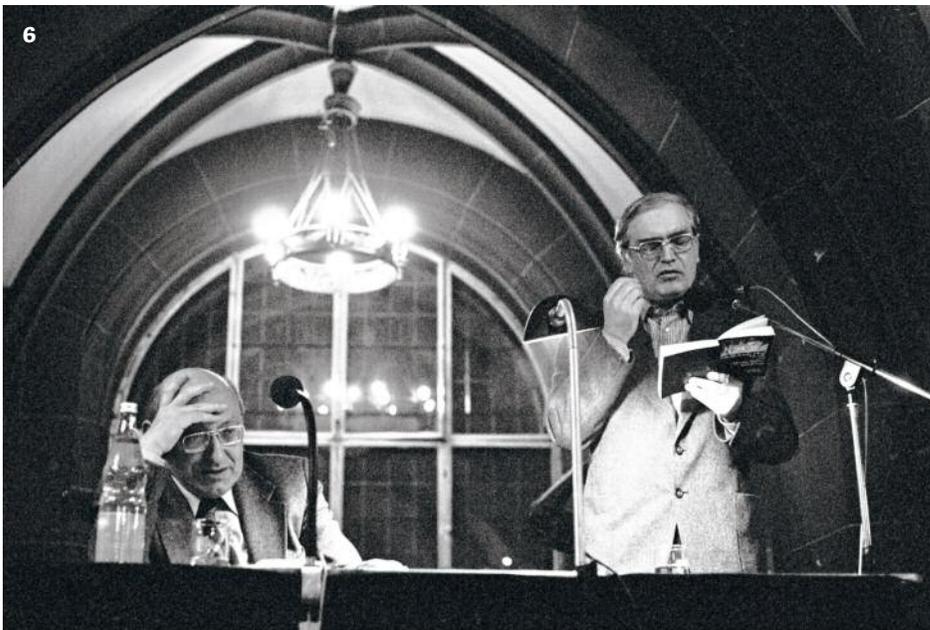
Wartete er darauf, dass er gefragt wurde? Ich muss gestehen: Trotz der alltäglichen Zusammenarbeit in der Redaktion





Stationen in Reich-Ranickis Leben

- 1 Im Ferienlager in Swinemünde 1936
- 2 Mit dem Vater (r.) in Berlin 1937
- 3 Mit SPIEGEL-Herausgeber Rudolf Augstein 2001
- 4 Ehepaar Reich-Ranicki mit Sohn Andrew in London 1949
- 5 Mit Erich Fried und Fritz J. Raddatz bei der Gruppe 47 in Berlin 1965
- 6 Mit Autor Walser bei einer Lesung in Frankfurt am Main 1978



gab es eine Hemmschwelle. Stand es uns überhaupt zu? Wann und wo war eine Gelegenheit, das Thema anzusprechen?

Es war dann ein Abend im April 1983, als es sich wie von allein ergab. Das Ehepaar Reich-Ranicki war bei uns daheim zu Gast, der Literaturchef bestimmte, munter wie immer, das Gespräch mit Anekdoten aus der literarischen Welt. Irgendwann fragten wir ihn einfach. Wir, das waren drei Deutsche der Nachkriegsgeneration, das Gastgeberpaar und die Schriftstellerin und heutige Suhrkamp-Verlegerin Ulla Berkéwicz, die ebenfalls zu Gast war.

So hörten wir bis nachts um eins der Erzählung zu, wie der junge Marcel im Alter von neun Jahren aus seiner polnischen Geburtsstadt zu deutschen Verwandten der Mutter nach Berlin kam, wie er 1938 nach seinem Abitur am Fichte-Gymnasium in den Zug gesetzt und nach Polen abgeschoben wurde. Unter welchen Umständen er im Ghetto von Warschau seine Frau kennenlernte und mit ihr zusammen im letzten Augenblick flüchten konnte. Wir hörten vom Terror der deutschen Schergen, von willkürlichen Erschießungen und Quälereien. Davon, wie beide in einem Versteck überlebten und von der einmarschierenden Roten Armee 1944 gerettet wurden. Und warum sie danach zunächst in Polen blieben.

Seine Frau Teofila ergänzte und korrigierte das eine oder andere. Beide sprachen ohne Anklage, ohne Aggression, so wie Reich-Ranicki es später auch in seinen Memoiren halten sollte. Aber er sprach auch von seiner Enttäuschung. Worüber? Dass wir, die jüngeren Deutschen, ihn nicht schon viel früher aufgefordert hatten zu berichten.

Etwa zu dieser Zeit wurde für die ZDF-Serie „Zeugen des Jahrhunderts“ ein ausführliches Gespräch mit Reich-Ranicki aufgezeichnet, geführt von Joachim Fest, das dann in zwei Folgen um die Jahreswende 1984/85 gesendet wurde. Endlich erfuhr auch ein großes Publikum in Deutschland von den Erlebnissen dieses Mannes im Warschauer Ghetto. Und es entdeckte eine faszinierende Persönlichkeit, einen Charakterkopf und großartigen Erzähler, der aus einer ernsthaften historischen Erörterung nahtlos ins Anekdotenhafte wechseln konnte.

Aber erst viele Jahre später, als seine Autobiografie zu einem millionenfach verkauften Erfolgsbuch wurde, das ab Oktober 1999 genau ein Jahr lang ununterbrochen auf Platz eins der Bestsellerliste stand, als „Mein Leben“ auch noch für das Fernsehen verfilmt und zur Schullektüre wurde, als zahlreiche TV-Dokumentationen über ihn entstanden und er schließlich 2012 im Bundestag über Leben und Leiden im Warschauer Ghetto erzählte, ging diese Geschichte ins kollektive Bewusstsein der Deutschen ein.

Ein alter Herr von 91 Jahren betrat am 27. Januar 2012 mit schleppendem Gang den Raum, gestützt von Bundestagspräsident Norbert Lammert. Es war ein Auftritt von historischer Dimension.

Nachdem Lammert die Eröffnungsworte zum Jahrestag der Befreiung des Todeslagers Auschwitz gesprochen hatte, nahm der Festredner, Marcel Reich-Ranicki, am Tisch zu Füßen des Präsidentenpults Platz. Er schaute lange schweigend in die Runde. Und blickte dann fragend zur Regierungsbank, von der aus die Bundeskanzlerin ihm per Handzeichen bedeutete, er möge beginnen.

„Ich soll hier die Rede halten zum jährlichen Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus“, sagte Reich-Ranicki mit leiser Stimme. Er spreche hier nicht als Historiker, sondern als Zeitzeuge, „genauer: als Überlebender des Warschauer Ghettos“.

Er beschwor in seinem vom Blatt gelesenen Vortrag den alles entscheidenden Tag seines Lebens: den 22. Juli 1942.

Im Warschauer Ghetto leben fast eine halbe Million Menschen jüdischer Herkunft auf engstem Raum und unter schlimmsten Bedingungen. In den Tagen zuvor sind immer wieder Bewohner auf offener Straße erschossen worden. Es herrscht Unruhe.

Am Vormittag dieses Tages wird das Hauptgebäude des Judenrats von SS-Männern gestürmt, die Anwesenden geraten in Angst und Panik. Auch der 22-jährige Marcel Reich arbeitet im Gebäude. Seit mehr als dreieinhalb Jahren lebt er in Warschau und seit gut anderthalb Jahren im dortigen Ghetto, das von den deutschen Besatzern euphemistisch „Jüdischer Wohnbezirk“ genannt wird. Von der übrigen Stadt ist dieses Ghetto durch eine drei Meter hohe, mit Stacheldraht gekrönte Mauer abgetrennt.

Der junge Mann war von Berlin aus, wo er seit seinem neunten Lebensjahr wohnte, nach Polen deportiert worden, im Oktober 1938. Obwohl er in Polen geboren wurde, ist die polnische Sprache ihm fremd, und sein exzellentes Deutsch nützte ihm hier, wo er nun mit seiner Familie lebte, vorerst nichts.

Das änderte sich, als die deutsche Wehrmacht im September 1939 Warschau besetzt hatte und er eine Anstellung als Übersetzer fand, in von den Nazis so genannten Judenrat. Dessen Aufgabe war es, die Verwaltungsarbeit im Ghetto zu leisten und Anordnungen der Besatzer durchzusetzen.

Bald schon läuft die gesamte Korrespondenz mit deutschen Behörden über den Schreibtisch des jungen Mannes. Er ist auch an diesem 22. Juli dabei, als der SS-Offizier Hermann Höfle jene Order diktiert, die das Ende des Ghettos und den Tod Hunderttausender bedeutet.

Marcel Reich – den Namen Reich-Ranicki wird er sich erst viele Jahre später zulegen – wird in den Konferenzsaal gerufen. Er soll die neue Anordnung protokollieren, in der es heißt: „Am heutigen Tag beginnt die Umsiedlung der Juden aus Warschau.“ Es folgt der zynische Satz: „Es ist euch ja bekannt, dass es hier zu viele Juden gibt.“

Ihm wird schnell klar, dass soeben „über die größte jüdische Stadt Europas das Urteil gefällt worden war, das Todesurteil“, wie Reich-Ranicki es später formulieren wird. Er muss mitschreiben, dass „alle jüdischen Personen“ in den Osten umgesiedelt werden. Wohin genau und zu welchem Zweck, dazu gibt es keine näheren Angaben.

Allerdings werden einige wenige Personengruppen aufgezählt, die vorerst von dieser Anordnung ausgenommen sind, darunter die Mitglieder des Judenrats sowie deren Ehefrauen und Kinder.

Der Protokollant schickt unverzüglich nach seiner Freundin aus, der ebenfalls 22 Jahre alten Teofila. Die junge Frau, die er Tosia (sprich: Toscha) nennt, steht unter seinem Schutz seit dem Tag, als ihr Vater in der Nachbarwohnung Selbstmord verübt hat. Und noch am Nachmittag desselben Tages lassen sich die beiden im Haus des Judenrats trauen. Das offizielle Heiratsdatum wird in den Papieren aus guten Gründen um ein paar Monate zurückverlegt.

Als Reich-Ranicki im Januar 2012 im Deutschen Bundestag diesen Juli-Tag des Jahres 1942 beschwor, saß seine Frau Teofila nicht im Saal. Sie war einige Monate zuvor, im April 2011, gestorben.

Reich-Ranicki war weder besonders Rtelegen, noch wirkte er freundlich oder verbindlich, es war eigentlich nicht zu erwarten, dass er eines Tages zur Fernsehprominenz gehören würde. Wahrscheinlich aber hat genau das seine Karriere als Medienstar begünstigt.

Drei Jahre nach dem vielbeachteten Auftritt als Jahrhundertzeuge startete er im März 1988 im ZDF seine Erfolgssendung „Das Literarische Quartett“. Gleich in der ersten Folge stellte er klar: „Meine Damen und Herren, dies ist keine Talkshow. Was wir Ihnen zu bieten haben, ist nichts anderes als Worte, Worte, Worte.“ Er wollte keine Unterbrechungen, keine Filmeinblendungen von Büchern oder Bilder von Schriftstellern. Tödlich für das Medium, sagten ihm viele voraus. Am Schluss, im Dezember 2001, war das „Quartett“ 77-mal ausgestrahlt worden.

Reich-Ranicki gewann mit dieser Diskussionsrunde, in der er brillierte, einen ungeheuren Einfluss auf den Buchmarkt, den größten, den er oder ein anderer Literaturkritiker bis heute erzielt hat.

Plötzlich war er prominent. Wo er hinkam, wurde er angesprochen, umringt und um Autogramme gebeten. Selbst im Ostseebad Timmendorfer Strand, wo er im Sommer gern mit seiner Frau im „Seeschlösschen“ logierte, konnte man nicht in Ruhe mit ihm spazieren gehen, ohne dass jemand auf ihn zukam: „Sie sind doch ...“

Nun liebten ihn die Deutschen.

Er konnte ihrer Liebe nicht entgehen. Das wollte er auch gar nicht. Aber der Eindruck täuschte, dass er sich jetzt endlich angekommen fühlte.

Er blieb skeptisch. Und natürlich liebten ihn nicht alle Deutschen, schon gar nicht die Schriftsteller, deren Bücher er vor aller Augen verrissen und mit markigen Worten niedergemacht hatte. Manche konnten ihm seine Rhetorik, seine Zuspitzungen und Vereinfachungen nicht verzeihen. Sie konnten den Mann nicht ertragen, und die Abneigung schlug bisweilen in regelrechte Tötungsphantasien um.

Er wurde gefragt, warum er denn 1958 nicht nach Israel gegangen sei. Und er antwortete: „Ich kann kein Heb-



Juden im Warschauer Ghetto 1941: „Bin ich Rechenschaft schuldig?“

ANGEBLIEFEN VON F. KALLNER



Ehepaar Reich-Ranicki 1999: Bis zu ihrem Tod 69 Jahre lang verheiratet

räisch, ich kann die Aufschriften nicht entziffern. Ich kenne dort niemanden. Was soll ich da? Ich bin nicht einmal Mitglied der Jüdischen Gemeinde, gehöre keiner religiösen Vereinigung an. Was hätte ich in Israel denn machen sollen? Selbstverständlich habe ich überlegt, in ein anderes Land als Deutschland zu gehen.“

Auch innerhalb der Gruppe 47, in der er sich zunächst einmal beheimatet und akzeptiert fühlte, gab es hinter den Kulissen schon früh, nämlich 1961, Vorstöße einiger Autoren, ihn nicht wieder einzuladen. Sie würden sonst nicht mehr kommen. Bemängelt wurden seine Eitelkeit und ein „mangelndes Gefühl für Freundschaften“.

Später wurde ihm von deutschen Journalisten und Schriftstellern auch in aller Öffentlichkeit gedroht. Nach dem Verriss eines Romans von Martin Walser war 1976 in der linken, von der DDR mitfinanzierten Zeitschrift „konkret“ folgende Überschrift zu lesen: „Jetzt reicht’s, Ranicki“. Und der Herausgeber Hermann L. Gremliza schrieb, unvorstellbar genug: „Fragen der Hygiene verlangen nach anderen Antworten. Im Wiederholungsfall werden sie gegeben werden.“ Der Schriftsteller Alfred Andersch behauptete in einem Hassgedicht, der Kritiker stehe unter „Naturschutz“, weil er im Warschauer

Ghetto war, und zitierte genüsslich die Formulierung „Heim-ins-Reich-Ranicki“, die in Polen zirkuliere.

Jahrzehnte später versteckte der so Beschimpfte in einer Rede über sein großes Vorbild, den Kritiker Friedrich Schlegel, ein melancholisches Selbstporträt: „Er wurde geschätzt, gewiss, aber ungern, wenn nicht widerwillig. Unbeliebt, um es gelinde auszudrücken, blieb er immer.“

„Ich polarisiere immer meine Umwelt“, sagte Reich-Ranicki dazu nur. Zu polarisieren verstand er noch im Alter. Unvergessen, wie er mit 88 Jahren zu seinem letzten großen Fernsehauftritt von Thomas Gottschalk bedächtig auf die Bühne geführt wurde. Im Oktober 2008 war es, bei der Verleihung des Deutschen Fernsehpreises, dem Allerheiligsten der TV-Macher. Er sollte einen Ehrenpreis erhalten. Und dann erklärte er plötzlich vor laufender Kamera und einem verblüfften Publikum: „Ich nehme diesen Preis nicht an.“

Es war ihm einfach zu viel geworden, was er über Stunden an TV-Unfug hatte über sich ergehen lassen müssen. Gemeinsam mit dem „Blödsinn, den wir hier zu sehen bekommen haben“, so sagte er nun, wolle er nicht ausgezeichnet werden.

Dieser Auftritt machte Reich-Ranicki schließlich auch noch zum YouTube-Star. Diese Szene steht, vielfach hochgeladen,

an der Spitze von unendlich vielen Videos mit ihm auf der Plattform.

Einmal allerdings, im Sommer 1994, gab es einen Moment, in dem er fürchtete, die Zuneigung der Deutschen wieder zu verspielen. Es war zu der Zeit, als sich anhand immer neuer Beispiele zeigte, wer in der verflorenen DDR im Auftrag der Stasi Freunde, Familie oder Kollegen bespitzelt hatte. Und nun sollte auch Reich-Ranicki einem Geheimdienst, dem polnischen, zugetragen haben, sogar Mitarbeiter gewesen sein?

Nach seiner Rettung durch die Rote Armee 1944 waren er und seine Frau zum polnischen Militär gegangen, zur Postzensur, die Teil des Geheimdienstes war. Da Reich-Ranicki nach dem Krieg in Polen keine Chance sah, sich beruflich mit Literatur zu beschäftigen, strebte er eine Diplomatenlaufbahn an. Er arbeitete als polnischer Vizekonsul in London, fiel bald in Ungnade und wurde nach Warschau zurückbeordert. Erst danach rückte wieder die deutsche Literatur ins Zentrum seiner Arbeit, als Verlagslektor, Übersetzer und später auch als Kritiker jener Literatur, die er vor der Deportation in Berlin eifrig gelesen hatte.

Reich-Ranicki machte einen großen Fehler: Er stritt zunächst einmal alles ab, räumte höchstens ein paar Details ein. Es dauerte Wochen, bis wir ihn in langen Gesprächen dazu bewegen konnten, ein klärendes Wort zu sprechen. „Jawohl“, sagte er dann endlich dem SPIEGEL, „ich war in den Jahren 1948/49 Konsul der Republik Polen in London und gleichzeitig ständiger Mitarbeiter des polnischen Geheimdienstes.“

Und er fand in dem Interview auch gleich die Erklärung für seine Unlust, über die Tätigkeit im Geheimdienst nach 1944 zu reden:

„Bin ich als Jude, der ich 1938 von Deutschen nach Polen deportiert wurde und jahrelang im Warschauer Ghetto und später außerhalb des Ghettos unter deutscher Bestialität gelitten habe, bin ich denn ausgerechnet der deutschen Öffentlichkeit Auskunft und Rechenschaft schuldig darüber, was ich noch während des Krieges und in den ersten Nachkriegsjahren als polnischer Staatsbürger in der polnischen Armee und in polnischen Behörden getan habe?“

Diese Formulierung griff er wenige Monate später auch in einer großen Rede „Über das eigene Land“ auf. Hatte er sich zu rechtfertigen? „Und vor allem: wieso eigentlich vor uns Deutschen“, fragte da-

mals Rolf Hochhuth zurück, „die wir, außer seiner Frau, seine gesamte Familie, Eltern, Bruder und über 20 weitere Angehörige vergast haben!“ Dem Holocaust entkommen war nur noch Reich-Ranickis Schwester, die noch rechtzeitig nach London hatte flüchten können.

Die Diskussion belastete ihn, auch wenn er im privaten Gespräch schon bald wieder Scherze machte: „Na, wäre ich ein so doller Agent wie Greene oder le Carré gewesen, dann hätte ich wenigstens noch ein schönes Kapitelchen für meine Autobiografie!“

Als Reich-Ranicki 1958 Polen verließ, wo er sich zunehmend fremd gefühlt hatte, wäre er am liebsten in die Schweiz gegangen, so wie einst Thomas Mann. „Wenn ich Literaturkritiker sein wollte, konnte ich nur in ein deutschsprachiges Land gehen“, war seine Überzeugung. „Aber dort hätte man mich nach meinem



Redner Reich-Ranicki im Bundestag 2012: Zuneigung war ihm wichtig

Bankkonto gefragt, und ich hatte nur fünf Dollar in der Tasche.“ In der Bundesrepublik dagegen erhielt er binnen kurzer Zeit Aufträge von Zeitungen und Rundfunksendern.

Die Zuneigung und Verehrung der Deutschen, seine Prominenz und Popularität waren ihm wichtig. Er wollte sich in diesem Land sicher und willkommen fühlen. Jede Auszeichnung, jeder Preis und jeder neue Ehrendoktor verstärkten dieses Gefühl.

ren Mann, der Tag und Nacht damit konfrontiert wurde.

Frankfurt war 1958 sein erster Aufenthaltsort, bevor das Ehepaar mit seinem Sohn Andrew nach Hamburg zog. Erst nach 14 Jahren kehrte er als „FAZ“-Redakteur an den Main zurück. Er wohnte standesgemäß im Dichterviertel der Stadt, in der Gustav-Freytag-Straße. Das Land und die Stadt blieben bis zuletzt sein Domizil: Er habe beide Entscheidun-

„Die Liebe ist das zentrale Thema“

Zitate aus den SPIEGEL-Gesprächen mit Marcel Reich-Ranicki von 1989 bis 2010

SPASS

Im Grunde bereitet mir beinahe alles, was Literatur betrifft, viel Spaß, immer noch. Ich bin, mit Verlaub, wie ein Gynäkologe, der den ganzen Tag über mit Frauen zu tun hat und dessen privates Interesse für Frauen gleichwohl nicht nachlässt. (1989)

AKADEMIEN

Die Akademien sind Überbleibsel aus dem 19. Jahrhundert, sie haben heute keine Funktion mehr, es ist schade um das Geld. Ich selber gehöre keiner Akademie an, kann mich aber dessen rühmen, dass ich von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt mindestens dreimal – angeblich lustvoll – abgelehnt wurde. Die Zukunft der Berliner Akademie ist mir gleichgültig, ich beschäftige mich mit Literatur und nicht mit Vereinsmeierei. (1993)

THOMAS MANN

Jemand, dem ich durch meine Liebe zu einem bestimmten Schriftsteller auf die Nerven ging, hat einmal gesagt: Er wird

nicht müde, der deutschen Nation den Lübecker Senatorensohn zu empfehlen. Also: Ich liebe und verehere Thomas Mann und habe dies der Nation schon mehrfach mitgeteilt. Ist das der simpelste deutsche Schriftsteller? Also bitte! (1993)

RETTUNG

Im September 1944 befand sich das Haus, in dem meine Frau und ich verborgen waren, eines Vormittags zwischen den beiden Frontlinien: Von der einen Seite des Hauses sah man noch die deutschen Soldaten, von der anderen schon die Rotarmisten. Das dauerte nur ganz kurz, höchstens eine halbe Stunde. Dann pochte jemand kräftig an die Haustür. Es war ein ziemlich elender russischer Soldat. Er rief: „Nemzow njet?“ Also: „Keine Deutschen hier?“ Dies dort, wo wir 15 Monate lang die Frage „Keine Juden hier?“ befürchteten. (1994)

GÜNTER GRASS

Das Hauptproblem für Grass ist wohl die Unmöglichkeit, eine Romanfabel zu

finden, in der er ausdrücken könnte, was er über ein bestimmtes Thema zu sagen hat. In der „Blechtrummel“ gibt es eine originelle Fabel – die Geschichte des Zwerges Oskar Matzerath, der Glascheiben in Stücke singt. Bis zu dem Augenblick, in dem der Zwerg plötzlich wächst und dann in Düsseldorf agiert – das sind dann große Dummheiten. Solange Oskar in Danzig lebt, ist es schon ein bedeutender Roman. Aber sonst? Die Gedanken, die Grass hatte, etwa zur Friedensbewegung, zur Rolle der Frau in Deutschland und Ähnliches, haben regelmäßig zu so fatalen Fabeln geführt wie der „Rätin“. Wissen Sie, es ist sehr merkwürdig, aber man kann sagen: Grass ist als Romancier weltberühmt geworden, aber er ist überhaupt kein Romancier. Seine eigentlichen literarischen Leistungen sind Erzählungen, lange Erzählungen, keine Kurzgeschichten, die kann er auch nicht. Er ist, das ist vielleicht das Wichtigste, ein Poet, auch in den schwachen Romanen sind immer wieder große Passagen von enormer sprachlicher Kraft, mit unvergesslichen Bildern. (1999)

gen nie bereit, sagte er. Aber immer wieder hat er betont: „Ich bin kein Deutscher.“ In einem SPIEGEL-Gespräch aus Anlass seines 80. Geburtstags sagte er: „Ich war es nicht, ich bin es nicht, ich werde es nie sein. Aber: Man kann mir mein Deutschtum nicht aberkennen. Und mein Deutschtum hat sehr viel zu tun mit deutscher Literatur und deutscher Musik.“

Das war deutlich im Schatten des von ihm zeitlebens verehrten Thomas Mann gesprochen. Der hatte 1936 souverän über die neuen Machthaber in Deutschland gesagt: „Der einfache Gedanke daran, wer die Menschen sind, denen die erbärmlich äußerliche Zufallsmacht gegeben ist, mir mein Deutschtum abzusprechen, reicht hin, diesen Akt in seiner ganzen Lächerlichkeit erscheinen zu lassen.“

Der junge Marcel Reich hörte davon schon während seiner Schulzeit in Berlin, und seine Bewunderung für den großen Schriftsteller hielt bis an sein Lebensende an. „Mein Liebe zu Thomas Mann hat schon etwas mit Adolf zu tun“, sagte er damals im Jahr 2000 nach dem Interview zu uns.

Beim Telefonieren waren Umständlichkeiten unbedingt zu vermeiden. Er konnte sehr deutlich sein, wenn man ihn langweilte. Und er konnte provozieren. „Sie haben vollkommen recht“, rief er dann durch den Hörer. „Aber es geht total an der Sache vorbei!“

Seine Anrufe leitete er gern mit einer Fanfare ein – „Haben Sie die Sensation gehört?“ –, auch wenn manchmal nur eine harmlose Personalie folgte. Klatsch liebte er, und er zeigte regelmäßig seine Enttäuschung, wenn man ihm nichts anzuvertrauen hatte, was sich unverzüglich weitererzählen ließ.

Wenn er sich über jemanden aufregte, klang das so: „Er ist völlig verrückt geworden, er ist nicht zurechnungsfähig.“ Müßig war es, ihm dann widersprechen zu wollen. Hatte ich mich länger nicht bei ihm gemeldet, beschwerte er sich. Auf dem Anrufbeantworter hinterließ er seine Bitte um Rückruf mit den Worten: „Ich lebe noch. Noch, mein Lieber, noch!“

Zu übertriebenem Mitgefühl neigte er nicht. Als ich ihm von meinem Skiunfall berichtete, fiel ihm ein Wort von Karl Kraus ein. Der habe sich gefragt, warum

die Leute nicht lieber im Kaffeehaus sitzen, statt sich auf Skiern die Berge hinabzustürzen und die Beine zu brechen. Im nächsten Moment erzählte Reich-Ranicki, damals Mitte achtzig, von seinem Herzschrittmacher und den Betablockern, die ihn abends so müde machen würden. Von Müdigkeit sei nichts zu merken, sagte ich. „Ja, wenn ich telefoniere, geht es“, sagte er. „Aber nicht bei jedem. Bei manchen werde ich noch müder, o Gott!“ Das war als Lob zu verstehen.

Einmal aber tadelte er mich, als ich in einer Rezension einen Autor als „Alien“ bezeichnet hatte. Das Wort missfiel ihm ganz und gar, den Film gleichen Titels kannte er nicht. Zu meiner Verblüffung sagte er: „Ein deutscher Mann schreibt deutsch. Und trinkt deutsches Bier.“

Er konnte am Telefon einen gespenstischen Humor entwickeln. Der Roman „Ein weites Feld“ von Grass war gerade erschienen, August 1995, Reich-Ranicki hatte darüber – wie über nahezu alle Bücher des Autors seit der „Blechtrommel“ – eine Kritik verfasst. Verpackt in einen lebenswürdigen Ton („Mein lieber Günter Grass“) schrieb Reich-Ranicki im SPIEGEL einen gnadenlosen Verriss. Auf

DER AUTOBIOGRAF

Ich darf in aller Bescheidenheit sagen, dass keiner der Romane, die etwa Martin Walser oder Günter Grass in den letzten zehn Jahren veröffentlicht haben, eine auch nur vergleichbare Auflage erreicht hat. Das freut mich, weil ich von diesen Herren oft zu hören bekam, ich sei überhaupt nicht kreativ, ich könne ja nur – als Kritiker – etwas schreiben, wenn sie, die Schriftsteller, vorher etwas produziert hätten. Walser hat mir einmal gesagt: „Wenn ich und meine Kollegen aufhören zu schreiben, sind Sie arbeitslos.“ Da freut es mich doch, dass mein Buch jetzt gezeigt hat: So abhängig von Walser & Co. bin ich nun doch nicht. (2000)

DER KANON

Ja, ich widme der Liebe in der Literatur viel Platz. Das geht auf einen einfachen Umstand zurück: Die Liebe ist das zentrale Thema der deutschen Literatur – von Walther von der Vogelweide bis zu Ingeborg Bachmann und Sarah Kirsch. Zu den größten Erotikern der europäischen Literatur gehören zwei deutsche Autoren: Goethe und Heine. Gut beraten ist der Lehrer, der immer wieder auf Erotisches eingeht. Und ich hätte Sympathie für einen Deutschlehrer, der plötzlich, jeden Kanon ignorierend, seine Schüler beispielsweise Nabokovs „Lolita“ lesen lässt oder Tschschows Er-



Freunde Reich-Ranicki, Hage 2010
„Ein deutscher Mann schreibt deutsch“

zählung „Die Dame mit dem Hundchen“. (2001)

DEUTSCHE GENERATIONEN

Man kann nicht über Deutschland allgemein sprechen, auch nicht über die Deutschen, sondern muss von den verschiedenen Generationen reden: Für die

Jüngeren spielt die Frage, ob es 1945 eine Befreiung oder einen Zusammenbruch gab, keine Rolle – für die ist der Krieg so weit weg wie für mich in meiner Jugend der deutsch-französische Krieg von 1870/71. Die Generation derjenigen, die den Krieg mitgemacht haben und heute über achtzig sind, hat den 8./9. Mai 1945 nicht als Tag der Befreiung, sondern als Zusammenbruch erlebt. Alles andere ist eine unzulässige, wenn nicht verlogene Beschönigung. (2005)

MARTIN WALSER

Ich habe mein Leben lang, und zwar von Anfang an, Walser viel Sympathie entgegengebracht. Ich habe ausgiebig über seine Bücher geschrieben, vieles davon ist sehr positiv, natürlich nicht alles. Er ist davon überzeugt, die Kritik habe ihn sehr schlecht behandelt. Nicht ich allein. Doch auf mich hat er sich fixiert.

Ich halte ihn nicht für einen Antisemiten. Aber es ist ihm wichtig, darauf hinzuweisen, dass der Kritiker, der ihn angeblich am meisten gequält hat, auch noch Jude ist. Er rechnet damit, dass ihm sein Publikum darin folgt. Sehen Sie, es hat von Grass nie eine antisemitische Zeile oder Bemerkung gegeben, keine einzige. Und über dessen Bücher habe ich gewiss nicht nur positiv geschrieben. (2010)

dem Titelbild war der Kritiker zudem als Kraftmeier zu sehen, der ein Exemplar des Romans in der Luft zerreißt – eine Fotomontage, angelehnt an eine ZDF-Werbung für „Das Literarische Quartett“.

So kam es am Ende eines längeren Telefongesprächs, bei dem es um sein Einverständnis zu dem Titelmotiv ging, zu der Ermahnung: „Dass ihr mir aber nicht in der Titelzeile schreibt: ‚Mieser Jude meuchelt germanischen Autor!‘“

Das war unter Freunden gesprochen. Niemals hätte Reich-Ranicki öffentlich derart mit dem Entsetzen Scherz getrieben.

In dieser Übertreibung steckte seine ganze Ambivalenz. Die Problematik seiner Rückkehr nach Deutschland war ihm stets bewusst, auch die Paradoxie einer erfolgreichen Karriere ausgerechnet unter Deutschen, die seine Familie getötet und ihm nach dem Leben getrachtet, ihn als Juden gedemütigt hatten.

Die Fragen blieben ja: War das Wohlwollen ihm gegenüber vielleicht doch nur Camouflage? Gehörte er wirklich dazu? Wollte er überhaupt dazugehören? Ein Zwiespalt, der kaum aufzulösen war.

Er ist mit seiner Leidensgeschichte niemals hausieren gegangen. Deswegen war auch jeder Versuch, seinen Aufstieg zum wichtigsten Literaturkritiker in Deutschland auf das schlechte Gewissen der Deutschen zurückzuführen, zum Scheitern verurteilt.

Erst in seinen 1999 publizierten Memoiren, die zu schreiben er lange gezögert hatte, fand Reich-Ranicki die Form und Sprache für seine Erinnerungen an den Holocaust. Als Erzähler seines Lebens konnte er die Schrecken des Ghettos, die anhaltende Gefährdung nach der Flucht, das Vegetieren in einem Versteck, schließlich das Glück des Überlebens so vergegenwärtigen, dass ihm mehr als eine Million Leser gebannt folgten.

Erstaunlich war es dennoch, dass „Mein Leben“ zu einem solchen Erfolg werden konnte. Es gibt Übersetzungen in 19 Sprachen, darunter ins Chinesische und Koreanische. Von Melancholie und Trauer ist das Buch geprägt und doch über weite Strecken tröstlich und sogar unterhaltsam. Dem Erzähler Reich-Ranicki kann sich jeder anvertrauen, der

literarisch durch diese Schreckensjahre geführt werden möchte.

Und dass sein Buch gerade in Deutschland so viele dankbare Leser fand, war für den Autor vielleicht sein größter Triumph, sein größtes Glück.

Die Verfilmung seiner Autobiografie lag ihm sehr am Herzen. Sie wurde zehn Jahre nach dem Erscheinen des Buches realisiert und im April 2009 im Fernsehen gezeigt. Als Reich-Ranicki den Film vorab in einer Preview sah, gemeinsam mit seiner Frau und ein paar Vertrauten, war er sichtlich gerührt und glücklich, das noch erlebt zu haben. „Ich war gar nicht sicher“, sagte er hinterher. „Nichts war sicher in meinem Leben, und niemals hätte ich gedacht, dass ich 80

„Mein Leben“ andererseits. Und es ist mehr als nur ein Spiel mit den Jahreszahlen: Reich-Ranickis Autobiografie erschien 40 Jahre nach dem Roman von Grass, genau in jenem Jahr 1999, in dem sein jahrzehntelanger Gegenpart den Nobelpreis erhielt.

Er war ein Solitär. Ein Polemiker. Ein Pädagoge. Er war streitlustig, aber auch ein begnadeter Liebhaber. Von großer Energie und Einfühlungsgabe, bisweilen verschwenderisch mit seiner Zuneigung, bedrängend in seiner Beharrlichkeit.

Das schloss Deutschland und die Deutschen ein, auch die deutschen Schriftsteller. Günter Grass, Martin Walser, Christa Wolf: Er lobte und er verdammte sie. Er konnte

unversöhnlich sein, Menschen verprellen. Zurück blieben Verletzungen. Brücken wurden abgebrochen.

Joachim Fest, der ihn 1973 zur „FAZ“ geholt und ihm damit endlich die ersehnte Arbeit in einer Redaktion ermöglicht hatte, sprach nach dem Bruch der Freundschaft von einer „Destruktionsmanie“ Reich-Ranickis. Walter Jens, sein engster Freund über Jahre, mit dem er einstmals täglich telefoniert hatte, brach den Kontakt ab, lange bevor er selbst ins Schweigen verfiel, ebenso wie Hans Mayer, mit dem zusammen Reich-Ranicki in den sechziger Jahren eine literarische Radiosendung moderiert hatte.

Viele starben vor ihm. Der Preis war Einsamkeit, die im Alter zunahm. Plötzlich verstummte der Schlachtenlrm. Kollegen und Weggefährten, die er gefördert oder bekanntgemacht hatte, wendeten sich ab. Es blieb am Ende ein überschaubarer Kreis von Getreuen. Wenige Freunde, jüngere Kollegen, die ihn schtzten und von ihm gelernt hatten, Nachbarn, die sich um ihn kümmerten, treue Pflegerinnen,

denen er das Leben nicht immer leichtmachte, sein Sohn Andrew, ein angesehener Mathematiker, und sein Arzt.

Marcel Reich-Ranicki war all das: Richter, Anwalt, Zeuge – ein gestrenger Kunstrichter auf der einen Seite, auf der anderen ein treuer Anwalt jener Autoren, die er zu seinen Favoriten erkor. Und ein letzter Zeitzeuge der in deutschem Namen begangenen Verbrechen.

Er war ein deutscher Kritiker wie keiner vor ihm, ein Kritiker der Deutschen, wie es ihn nicht mehr geben wird. ♦



OLIVER MARK / AGENTUR FOCUS

Kritiker Reich-Ranicki 2011: Solitär, Polemiker, Pädagoge

Jahre alt werden könnte. Nun bin ich bald 89.“

Reich-Ranicki war geworden, was er nie beabsichtigt hatte: ein großer Schriftsteller deutscher Sprache. Sein Hauptwerk, so viel lässt sich heute schon sagen, wird die Mehrzahl der Romane berleben, die er im Laufe seines Kritikerlebens besprochen hat.

Denkbar sogar, dass es diese beiden deutschen Epen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind, die überdauern werden: „Die Blechtrommel“ einerseits,